

(Nachdruck verboten.)

78]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Als Suzanne daran ging, den Brief an Lucas zu schreiben, zitterte ihre Hand. Sie schrieb nur zwei Zeilen: „Lieber Freund, ich bedarf Ihrer, kommen Sie sogleich.“ Sie mußte zweimal innehalten, fast hatte sie nicht die Kraft, diese wenigen Worte zu vollenden, so viel Erinnerungen riefen sie in ihr wach, an ihr verlorenes Leben, an das Glück, das nahe an ihr vorbeigezogen war, und das sie niemals, niemals kennen lernen sollte. Es war kaum zehn Uhr morgens, als ein Laufbursche sich mit dem Brief nach der Crèche auf den Weg machte.

Lucas hatte eben seinen Morgenrundgang beendet und befand sich vor dem Gemeinshaus, als der Brief ihm übergeben wurde; und ohne einen Augenblick zu verlieren, folgte er dem Laufburschen. Auch er war tiefbewegt, sein Herz war hingeschmolzen, als er die einfachen rührenden Worte las: „Lieber Freund, ich bedarf Ihrer, kommen Sie sogleich.“ Zwölf Jahre waren es her, seit die Ereignisse sie getrennt hatten, und sie schrieb ihm, als ob sie sich gestern zum letztenmale gesehen hätten, überzeugt, daß er ihrem Rufe folgen werde. Sie hatte keinen Augenblick an dem Freunde gezweifelt, und er war zu Thränen gerührt, als er sah, daß sie noch immer dieselbe war, ihm noch immer in schwehender Zuneigung verbunden wie einst. Die schrecklichsten Dramen hatten sich rings um sie abgespielt, alle Leidenschaften hatten entfesselt getobt, hatten Menschen und Dinge hinweggefegt, und sie fanden sich nach so vielen Jahren der Trennung ganz von selbst wieder, Hand in Hand. Dann fragte er sich, während er rasch der Guerdache zuschritt, warum sie ihn rufen mochte. Es war ihm nicht unbekannt, daß Boisgelin beabsichtigte, ihm die Hölle so teuer als möglich zu verkaufen, indem er von den Umständen Nutzen zog. Jedoch war sein Entschluß gefaßt: er wollte die Werke unter keiner Bedingung kaufen. Der einzige Weg, den er der Hölle eröffnen konnte, war, der Association der Crèche beizutreten, so wie die andern, kleineren Fabriken ihr beigetreten waren. Einen Augenblick tauchte der Gedanke in Lucas auf, daß Boisgelin seine Frau vielleicht dazu gedrängt hatte, die Unterhandlungen mit ihm einzuleiten. Aber er kannte sie zu gut, um nicht zu wissen, daß sie sich zu einer solchen Rolle niemals hergeben würde. Nein, sie mußte von etwas Schwerem bedrückt sein, sie bedurfte seiner offenbar infolge irgendwelcher unglücklicher Umstände. Er suchte nicht länger, sondern eilte, um von ihr selbst zu erfahren, was sie von seiner Freundschaft begehrte.

Suzanne erwartete Lucas in dem kleinen Salon, und als er eintrat, glaubte sie umsinken zu müssen vor übermächtiger Erregung. Auch er war tief erschüttert, und eine Weile konnte keines sprechen, konnten sie einander nur schweigend ansehen.

„Lieber, lieber Freund!“ flüsterte sie endlich. In diesen wenigen Worten drängte sich die Erinnerung an alles, was in diesen zwölf Jahren geschehen war, an ihre lange, nur von wenigen stummen Begegnungen unterbrochene Trennung, an ihr eigenes schreckliches Leben in ihrem entehrten, besetzten Hause, und besonders an das große Werk, das er mittlerweile vollbracht hatte, und dem sie aus der Ferne mit begeistertester Seele gefolgt war. Er war zum Helden in ihren Augen geworden, sie sah bewundernd zu ihm auf, sie hätte mögen vor ihm niederknien, seine Wunden verbinden, seine Gefährten, seine Trösterin und Helferin sein. Aber eine andre war gekommen, Josine, und sie hatte dadurch so viel gelitten, daß die Liebe in ihrem Herzen erstarrt war, jenes Gefühl, von dem niemand etwas wußte, und von dem sie selbst nicht mehr wissen wollte, ob es je existiert habe. Aber als sie nun den verehrten Mann vor sich sah, da stiegen alle diese Empfindungen wieder empor aus den Tiefen ihres Wesens, ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihre Hände zitterten.

„O, mein teurer Freund, da sind Sie also wieder, ich habe Sie nur rufen brauchen!“

Auch Lucas war in tiefster Seele aufgerührt durch die Erinnerung der Vergangenheit. Er hatte gesehen, wie unglücklich sie war, welche Schmach sie erdulden mußte von der Maitresse, der Verderberin, die fast als Herrin in ihrem Hause schaltete. Er hatte gesehen, wie sie voll Würde und Heldennut auf ihrem Plage ausharrte und hocherhobenen Kopfes die Ehre ihres Namens bewahrte, um ihres Sohnes, um ihrer selbst willen. Trotz der langen Trennung war daher ihr Bild weder aus seinen Gedanken noch aus seinem Herzen geschwunden, er hatte ihr hohe Verehrung bewahrt und hatte innig mit ihr gefühlt, so oft ein neuer Kummer sie betraf. Oft hatte er sich gefragt, ob er ihr nicht beistehen, nicht irgendwie hilfreiche Hand bieten könnte. Es hätte ihn so glücklich gemacht, ihr beweisen zu können, daß er sich in nichts geändert hatte, daß er noch immer der Freund von einst geblieben war, der diskrete Mitwisser ihrer guten Thaten! Daher war er so schnell auf ihren ersten Ruf herbeigeeilt, erfüllt von liebevoller Teilnahme, und er sagte nun mit überströmendem Herzen:

„Ja, Ihr Freund, der nie aufgehört hat, Ihr Freund zu sein, der nur auf diesen Ruf gewartet hat, um zu Ihnen zu eilen.“

Sie waren Geschwister geblieben, und das Gefühl dieser unwandelbaren Geschwisterliebe überkam sie mit solcher Macht, daß sie einander in die Arme sanken. Sie küßten sich auf die Wangen, als Kameraden, die nichts mehr von den menschlichen Thorheiten fürchteten, die sicher waren, daß sie einander nie Leid zufügen, daß sie einander nur Frieden und Stärkung bringen konnten. Alles, was die Freundschaft zwischen einem Manne und einer Frau Starkes und Hartes enthalten kann, lag in dem Kusse, den sie tauschten.

„Ach, teure Freundin, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe, als ich sehen mußte, daß das Unternehmen Ihres Mannes unter meinen Streichen fallen mußte! Ich Sie ruinieren! Wie stark mußte der Glaube meiner Seele sein, daß ich durch diesen Gedanken mich nicht aufhalten ließ! Oft war ich die Beute tiefer Traurigkeit, ich dachte, Sie müßten mich verwünschen, Sie könnten mir nie vergeben, daß ich der Urheber der schweren Sorgen bin, unter denen Sie heute seufzen!“

„Ich Sie verwünschen, teurer Freund! Ich war ja auf Ihrer Seite, ich habe für Sie gebetet, Ihre Erfolge waren meine einzigen Freuden! Es war mir ein so süßes Bewußtsein, inmitten dieser Welt, in der ich leben mußte, und die Sie verabscheute, daß ich Sie begriff und Sie liebte, daß ich Ihnen im verborgensten Winkel meiner Seele ein Heiligtum errichtet hatte, von dem niemand etwas ahnte.“

„Gleichwohl habe ich Sie ruiniert, Suzanne. Was werden Sie anfangen, Sie, die Sie seit Ihrer Kindheit an die Behaglichkeit des Reichthums gewöhnt sind?“

„O, der Ruin wäre auch ohne Sie unvermeidlich gewesen. Mich haben andre ruiniert. Sie werden sehen, ob ich Mut habe, wenn Sie mich auch für verächtlich halten.“

„Und Ihr Kind, und Paul?“
„Paul? Kein größeres Glück hätte ihm widerfahren können, als daß er wird arbeiten müssen. Sie sehen, was der Reichthum aus uns gemacht hat.“

Hierauf teilte sie ihm mit, warum sie ihn so eifrig hatte rufen lassen. Monsieur Jérôme, von dessen beängstigendem Wiedererwachen sie ihm erzählte, wollte ihn sehen. Es war der Wunsch eines Sterbenden, der Doktor Novarre sah ein baldiges Ende voraus. Erstaunt gleich ihr, und gleich ihr von unbestimmtem Schrecken ergriffen über diese wunderbare Auferstehung, erwiderte er, daß er ihr ganz zur Verfügung stehe, daß er alles thun wolle, was sie wünsche.

„Sie haben Ihrem Mann von dem Wunsch Ihres Großvaters und von meinem Besuch unterrichtet?“ fragte er. Sie sah auf und zuckte leicht die Achseln.

„Nein, ich habe gar nicht daran gedacht, und es ist auch überflüssig. Seit langer Zeit scheint der Großvater nicht mehr zu wissen, daß mein Mann existiert. Er spricht nicht zu ihm, er sieht ihn nicht. Uebrigens ist auch mein Mann heute zeitig morgens auf die Jagd gegangen und ist noch nicht zurückgekehrt.“

Dann setzte sie hinzu:
„Wenn Sie mir folgen wollen, führe ich Sie sogleich hin.“

Als sie das Zimmer Monsieur Jérômes betraten, fanden sie ihn in dem großen Palissanderbette sitzend, durch Kissen unterstützt, und den Kopf noch immer dem Fenster zugewandt, dessen Vorhänge aufgezogen geblieben waren. Er schien die Augen nicht von dem Park und der prächtigen Fernsicht gewandt zu haben, die sich jenseits desselben entrollte, mit den Schornsteinen der Hölle und dem Hochofen der Erchérie drüben an der Wand der Monts Vleuses, jenseits der gedrängten Dächer von Beauclair. Dieses Schauspiel schien ihn mächtig anzuziehen, ihm ein Bild der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft darzustellen, das er in den langen Jahren seiner Stummheit unablässig vor Augen gehabt hatte.

„Großvater,“ sagte Suzanne, „ich bringe Ihnen Herrn Lucas Froment; er hat die Fremdschiffahrt gehabt, sogleich hierherzukommen.“

Langsam wendete der Greis den Kopf und richtete auf Lucas seine großen Augen, die noch größer schienen als sonst, von tiefer, unergründlicher Klarheit. Er sagte jedoch nichts, kein Wort des Willkommens oder des Danks. Eine geräumte Weile verharrte er so schweigend, ohne den Blick von diesem Unbekannten, dem Gründer der Erchérie zu wenden, als ob er ihn hätte ganz ergründen, mit seinen Augen, die bald über dieses Leben hinaussehen sollten, bis in den letzten Winkel seiner Seele blicken wollen.

Ein wenig verlegen, sagte Suzanne wieder:

„Großvater, Sie kannten Herrn Froment nicht? Haben Sie ihn nicht vielleicht während Ihrer Spazierfahrten bemerkt?“

Er schien nicht zu hören und antwortete noch immer nichts. Nach einer kurzen Weile wandte er wieder den Kopf und ließ die Augen wie suchend im Zimmer umherschweifen. Dann sagte er ein Wort:

„Voisgeline!“

Suzanne wurde dadurch in neues Erstaunen versetzt, in das sich Unruhe und Verlegenheit mengten.

„Sie verlangen nach meinem Mann, Großvater? Sie wollen, daß er herkommt?“

„Ja, ja. Voisgeline.“

„Er ist aber noch nicht wieder heimgekehrt, glaube ich. Mittlerweile könnten Sie vielleicht Herrn Froment sagen, was Sie von ihm wünschen.“

„Nein, nein! Voisgeline!“

Er wollte offenbar nur in Gegenwart Voisgelins sprechen. Suzanne entschuldigte sich bei Lucas und verließ das Zimmer, um ihren Mann zu holen. Und Lucas blieb allein mit Monsieur Jérôme, dessen unergründliche, klare Augen noch immer auf ihm ruhten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Hernando Po und seine Bewohner.

Vor kurzem ging wieder durch die Zeitungen die Nachricht, daß das Deutsche Reich seinen afrikanischen Kolonialbesitz nur die Insel Hernando Po vermehren wolle. Wurde diese Nachricht auch bestritten, so ist es doch klar geworden, daß Deutschland schon lange an den Erwerb dieser Insel denkt, und daß Spanien eifersüchtig über diesen Besitz wacht. Der österreichische Afrisaforscher Dr. Oskar Baumann erzählt, daß er bei seinen Forschungen auf der Insel im Jahre 1886 von den spanischen Beamten recht unfreundlich aufgenommen wurde, weil man ihn für einen verkappten preussischen Spion hielt.

Wie sich nun auch das künftige, staatsrechtliche Verhältnis dieser in unmittelbarer Nähe von Kamerun liegenden Insel gestalten mag, eine Schilderung ihrer Verhältnisse und vor allem ihrer merkwürdigen Einwohner verdient das Interesse unsrer Leser. Wir folgen in der Darstellung der Schrift Baumanns „Eine afrikanische Tropeninsel. Hernando Po und die Wube“).

Die Insel ist von den Gumea-Inseln dem Festlande am nächsten gelegen und nur durch eine schmale, bei halbwegs klarem Wetter überreichbare Meeresstraße von Kamerun getrennt, sie ist vulkanischen Ursprungs, doch sind die Krater längst erloschen. Der Flächeninhalt beträgt nicht mehr als 1998 Quadratkilometer, es ist demnach nur wenig größer wie das Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha. 167 Regentage werden im Jahre gezählt, die Temperatur zeichnet sich durch außerordentliche Regelmäßigkeit aus, die kältesten Monate sind Juli

und August mit 23,2° C., der heißeste der Januar mit 27,6° C., mittlere Temperatur, sie hat aber manchmal im Dezember das Maximum von 32° C. erreicht und sinkt in den höheren Regionen bis auf 6 und 8° C. herab, doch ist ein Schneefall, der in Kamerun manchmal vorkommt, nie beobachtet worden.

Die Regenperiode schildert Baumann folgendermaßen: „Die kälteste Temperatur, die heftigen Stürme und die mannsbürtigen Wasserfluten, die vom trübten Himmel herabrauschen, zwingen Säugetiere ihre Verstecke aufzusuchen und vertriehen niedere Tiere in eine Art Winterschlaf. Die Wähe schwellen zu schäumenden Siebächen an, die Fußpfade verwandeln sich in Schlammgraben, und der Eingeborene, der Wube, lauert am liebsten beim Herdfener seiner qualmigen Hütte und betritt möglichst wenig den feuchten schlammigen Wald, von dessen Felsen selbst während der Pausen des Regens Wasserströme sich ergießen. In der Wiesenregion schießt das spröde, harte Gras klasterhoch empor, überwuchert wenig begangene Fußpfade und kann auf andren nur mit Mühe ferngehalten werden.“

Die Vegetation der Insel ist eine äußerst üppige. An vielen Stellen der Insel fehlt die Graszone, die tropische Graszone geht nach und nach in die subtropische Waldregion über. Zierlich gefiederte Farne bedecken den Boden, und auch die Reste der Bäume sind mit Orchideen und Begonien überwachsen. Etwas höher findet man prächtige Baumfarne. Das Wandeln in einem pfadlosen Baumfarnwalde ist zwar mühsam, bietet jedoch besonders anfangs durch die ungewohnte Schönheit der Belaubung einen seltenen Genuß. In noch höheren Regionen findet man 2-3 Meter hohe Ericaarten. Trotz der Riesendimensionen der Pflanzen und der dichten Pflanzendecke ist die Insel arm an Arten, konnten doch bloß 237 blühende Pflanzen festgestellt werden, viele europäische, dagegen wenig südafrikanische Pflanzenarten finden sich.

Der Mangel an Raubtieren und die immer noch große Ausdehnung unbewohnter Landstriche bietet besonders kleinen Säugetieren günstige Existenzbedingungen, mehrere Affenarten beleben die Wälder, Fledermäuse schwirren zahlreich durch den nächtlichen Busch und auch der fliegende Hund schwebt unter den Wipfeln. Eichhörnchen giebt es in unglaublicher Menge, darunter auch ein merkwürdiges Flughörnchen, das sich mit fallschirmartiger Flughaut von den Bäumen fallen läßt. Dann giebt es Stachelschwäne und Antilopen, in den Bächen Fischottern, an den Küsten Walffische. Unter den 60 Vogelarten sind 10 der Insel eigentümlich, in großen Mengen kommt der westafrikanische Papagei, der bekannte Gezele mit dem grauen Kopf und roten Schwanzfedern vor. Eidechsen, darunter den großen Leguan, sieht man häufig, viele Arten von Chamäleons kommen vor, darunter drei der Insel eigentümliche Arten. Nicht selten sind Giftschlangen der gefährlichsten Art. In dem fischreichen Meere, das die Küsten bespült, leben auch riesige Schildkröten. Auch an andren Tieren ist die Insel und das es umgebende Meer reich.

Trotz der Nähe des Festlands ist Hernando Po von einem eigenartigen Menschenstamme bewohnt, der tiefgehende Unterschiede mit den nachbarlichen Festlandsvölkern aufweist. Die Einwohner nennen sich Wube. Ihr Zahlensystem ist fünfstellig, über 20 zu zählen fällt ihnen schon schwer, dagegen scheinen sie Sprachtalent zu besitzen, wenigstens eignen sie sich überraschend schnell ein englisches Kladderwatsch an. Ihr ununterbrochenes Waldleben scheint ihnen einen Gang zur stillen Nachdenklichkeit gegeben zu haben, wie man es oft an Jägern, Köhlern und ähnlichen, ein einsames Waldleben gewohnten Leuten beobachtet. Der Wube ist mit allen Fasern seines Herzens mit seiner schönen Heimat, mit seiner primitiven sorglosen Lebensweise verbunden. Man hat öfters versucht, Wube zu befeiden, aber meist mit dem Resultat, sie schon nächsten Tags wieder ihrer alten, splitterharten Freiheit zustreben zu sehen.

Die Wube sind ein hochgewachsener, äußerst wohlgebauter Menschenstamm, ihre Hautfarbe ist kastanienbraun oder bronzefarben; die Gesichtszüge sind regelmäßig, die Nase nicht allzu platt, überhaupt der Negertypus kaum hervortretend, die Muskelentwicklung ist eine vollendete. Die Wube, die in geschmeidiger Nacktheit auf engen Waldpfaden dahineilen, bieten ein Bild der Kraft, Selbsteigheit und Gesundheit. Auge und Ohr sind äußerst scharf.

Die Wube gehen unbeskleidet, es sei dem, daß man es als Kleidung betrachten wolle, wenn sie eine Bastidur um den Leib binden, an welcher vorn ein kaum handbreites Zeugshürzchen herabhängt. Oft wird dasselbe durch ein Wessell ersetzt, manchmal — und das soll die ursprüngliche Form sein — eine halbe Kürbisflache als Schambebedung benützt. Die Weiber tragen öfters vorn keine Wasthürzen aus Fasern, meist begnügen sie sich jedoch mit etwas Laub als Bekleidung, kommen also dem paradiesischen Feigenblatte sehr nahe. Kinder bis 10 oder 12 Jahre gehen völlig nackt. Das Anfertigen von Zeugen und Matten ist den Wube unbekannt.

Außer in der nächsten Umgebung des Hauptorts Santa Jafabels ist es bei allen Wube Sitte, sich das Gesicht durch Schnitte zu verunstalten, dieselben verlaufen in Nadien von der Nasenwurzel über die Wange und werden quer über die Stirne gezogen. Sie bilden flache Narben und werden im 5. oder 6. Jahre durch den Zauberdoctor angebracht. Am übrigen Körper sind die Wube nicht tätoviert. Das Haar wird entweder kurz getragen oder steil aufgekämmt, im Süden auch manchmal zu vielen kleinen Zöpfchen vereinigt. Früher war es Sitte, das Haar mit roter Farbe oder Lehm zu verleben;

*) Mit 18 Illustrationen und einer Originallarte. Wien 1888, Ed. Hölzel.

doch ist dies jetzt schon sehr aus der Mode. Dagegen spielt das Bemalen der Haut eine große Rolle. Die Frauen bemalen sich gegenseitig, sowie ihre Kinder und Gatten täglich abends am ganzen Körper, was als außerordentlich gesund gilt. Wer besonders elegant erscheinen will, der macht sich mit gelbem oder weißem Lehm einige Male auf die Brust oder ins Gesicht. Zum Schutze gegen die von den Bäumen hängenden Schlangen tragen alle Männer eine Kopfbedeckung, die ihr Haupt nie verläßt, ein buntes Tuch, einen europäischen Filz, meist aber einen Strohhut oder eine Felsmütze mit der haarigen Seite nach außen. Die Ohrschälchen sind zuweilen durchbohrt und tragen Holzschlinder von 1—1½ Centimeter Durchmesser. Der Hals ist mit mannigfachen Amuletten geziert. Oft sind es Halsbänder aus Schlangenvirbeln, Fellsäckchen, Hähne oder Antilopenhörner, oft nur Gras oder frisches blättriges Schlinggewächs. Die Weiber tragen am Oberarm breite, einschneidende Wastbänder, beide Geschlechter anstandslos schmales aus Gras geflochtene, eng sitzende Bänder am Arme, in welchen bei Männern das Messer, bei Weibern die Thonpfeife steckt. Ein gleiches Band ist meist auch unter dem rechten Arme. Hübsch geflochtene Armbänder aus Schindeln kleiner bunter Glasperlen sind beliebt, kriegerisch verzierte Männer tragen buschige Armbänder aus grünem Gras. Weitans den originalsten Schmuck der Vube bilden die breiten Bänder aus Muschelsplittern, welche sie um den Hals, die Arme und den Leib und um die Beine zu schlingen pflegen. Diese Muschelsplitter sind das einzig Wertvolle, was die Vube besitzen, sie vertreten oft geradezu die Stelle des Geldes.

Das Leben der Vube ist ein Romadisieren mit jahrzehntelangen Unterbrechungen. Wird an einem Ort der Ertrag der Felder schlecht oder sind mehrere Personen nacheinander gestorben, so daß man den Ort für „verzaubert“ hält, so wird an einen andern Ort übersiedelt, wo eine flache Stelle, Oelpalmen und ein klarer Bach zur Ansiedlung laden. Die Vube treiben tropischen Ackerbau, wenig Fischerei, sie sind ausgezeichnete Jäger, sie haben noch keine Handels-talente und meiden die Beziehungen mit ihrem Stamme nicht angehörigen Schwarzen und Weißen. Hunde, Katzen, Ziegen, Schafe und Stücker sind ihre Haustiere. Männer und Weiber beteiligen sich an der Feldarbeit.

Im 19. Jahrhundert scheint erst die Steinzeit bei den Vube durch das Eisen-Zeitalter abgelöst zu sein. Ihre Waffen, alte langläufige Gewehre mit Feuersteinschloßern, Korbflechtereien und Töpferei sind ihre Industrien. Der Alkoholismus ist wenig verbreitet. Sie haben tiefingewurzelte Moralitätsbegriffe, für jeden Anaben und jedes Mädchen bauen sie eigene Schlafstätten. Das Heiraten ist erst völlig Erwachsenen gestattet. Ein Vube kann so viele Weiber nehmen als ihm beliebt, oder vielmehr als er erhalten kann. Der oberste König Nola hat 40 Weiber, mehrere andre Dorfschefs deren 30. Die Weiber werden dem Vater abgetauft, nicht selten finden jedoch auch Heiraten ohne Bezahlung der Braut statt. Geschwisteressen sind häufig, früher sollen selbst Eltern ihre Kinder geheiratet haben. Das eheliche Leben gestaltet sich insofern relativ günstig, als die Arbeiten fast gleich auf beide Geschlechter verteilt sind. Ehebruch ist sehr selten und wird strenge bestraft. Greise findet man selten. Beim Tode finden große Feierlichkeiten statt. Musik, Gesang und Tanz sind die Unterhaltungen dieses Naturvolks.

Was man über die Religion, die Verfassung und die Rechtsprechung der Eingeborenen auf Fernando Po weiß, ist wenig beglaubigt. Sklaverei soll in sehr milder Form vorkommen. Die Unabhängigkeit der Vube von den Spaniern ist eine vollständige. Die Missionsgesellschaften, vor allem die katholischen machen sehr schlechte Geschäfte auf der Insel.

Die verhältnismäßig glücklichen Zustände auf der Insel werden aufhören, wenn sie in die Hand einer kräftigen Kolonialmacht kommt, wenn der Kapitalismus die Naturschätze der Insel systematisch auszubenten beginnen wird. —

Kleines Feuilleton.

Die Schoenlant Journalist wurde. Max Kegel erzählt in seinen Erinnerungen „Die Vorläufer der Münchener Post“: Im Frühjahr 1883 gewannen wir einen ausgezeichneten Mitarbeiter an Dr. Bruno Schoenlant. Die Art, wie er in die Arbeiterbewegung und in den Dienst unserer Presse eintrat, verdient erzählt zu werden.

Es war an einem Vormittag; wir hatten in der Redaktion sehr viel zu thun und gegen störende Besuche schützte uns notdürftig ein Plakat, das an der Außentür befestigt war und drohend verkündigte: „Vormittags keine Sprechstunde! Die Treppe ist steil!“ (Wer heute am Rosenthal Nr. 13 vorübergeht, kann sich noch überzeugen, daß die Treppe zum ersten Stock wirklich steil ist.)

Da trat, diese Warnung mutig in den Wind schlagend, ein eleganter junger Mann ein, dessen Gesicht von zahlreichen Duellwunden förmlich zerhauen war. Er sagte:

„Ich bin Dr. Bruno Schoenlant. Ich bekenne mich zu den Prinzipien Ihrer Partei und habe den Wunsch, mich ihr nützlich zu machen.“

„Schön“, sagte Biered eben so kurz und blindig, „dann lesen Sie diese Korrekturen.“

Damit übergab er dem Besucher eine Anzahl Korrekturfahnen, die soeben aus der Druckerei herübergebracht worden waren. Schoenlant nahm sie, ohne eine Miene zu verziehen, machte sich eine Ecke des Redaktionsstisches frei, nahm Platz und korrigierte. Dann

verlangte er weitere Arbeit; am andren Morgen saß er pünktlich frisch um 8 Uhr wieder da, und so blieb er sitzen, und wir lernten seine außerordentliche journalistische Begabung und sein gründliches Wissen bald hochschätzen. Dabei fragte er nicht nach Honorar, und Biered, der den Inaktiven eines feudalen Studentencorps für wohlhabend hielt, bot ihm zunächst nichts an. Erst später erfuhren wir, daß Schoenlant in dieser Zeit bitter Not gelitten hat. —

— **Wann erhielten die ägyptischen Gottheitsgestalten Tierformen?** Der Erwerb einer Göttin mit Löwenkopf aus den Ruinen des 1450 v. Chr. errichteten Tempelbezirks von Karnak in Theben gab Prof. Dr. Steindorff in Leipzig Veranlassung zur Beantwortung dieser Frage. Er mußte hierbei darauf hinweisen, daß die ägyptische Mythologie aus einer vorhistorischen Zeit stammt, wo jeder Ort oder Teilstaat Ägyptens noch seinen Orts- oder Städtgötter heiligen hatte und oft daneben ein Heiliger eines mächtiger gewordenen Ortes als wirksamer mit verehrt wurde. Waren auch Sprache und Hauptbegriffe der Gottheiten (Welten- oder kosmische Gottheiten der Sonne, des Mondes, der Erde oder des Nils) gemeinsam, so fanden sich doch oft gleiche Götter als Lokalheilige verschieden bezeichnet, wie die Marien des römisch-katholischen Kultus. Es haben eben die Ägypter sich ihre Gottheiten so vorgestellt und mit den ihnen bekannten Tieren in Verbindung gebracht, wie wir zum Teil noch jetzt in Afrika es finden, und ihr Fetischdienst hat sich nach Palästina, Syrien, Kleinasien, ja zum Teil nach Griechenland verbreitet. Die Ägypter bevölkerten ihr Heim mit Göttern und ließen dieselben aus Holzstämmen oder Steinsäulen entstehen, indem denselben Körperleile angelegt wurden; sie schufen so Hermen oder Statuen, verliehen denselben fürstliche Attribute, setzten aber das geweihte Tier der Menschengestalt auf. Andererseits bildete man auch ähnliche Verbindungen, indem man den Tiergestalten menschliche Gesichter verlieh. Die ägyptische Kunst hat sich im Laufe vieler Jahrhunderte wesentlich entwickelt, die Götterbilder aber blieben dabei fast unverändert. Wir kennen sie allerdings vorwiegend nur in Weißgeschichten, da die teilweise goldenen oder bronzenen, oft mit wertvollen Steinen geschmückten Kultbilder dem Raube nicht entgehen konnten. Die ägyptischen Götterbilder kamen später nach Griechenland, und es finden sich daher in griechischen Werken der Mythologie an sie Anklänge, die sich auch bis in die neuzeitliche Kunst verfolgen lassen. —

— **Kultur des Vierrettigs.** Der sogenannte Münchener Vierrettig zählt zu den Herbstrettigen, seine Form ist oval, die Schale schön weiß und das Fleisch wird wegen seiner Zartheit geküht. Zur Kultur des Vierrettigs ist gut gearbeitetes, humusreiches Gartenland erforderlich. Man legt, wie der „Gef. F. u. G.“ schreibt, im Mai bis Juni in einer Entfernung von ungefähr 15 bis 20 Centimeter jedesmal 3 bis 4 Körner auf abgeerntete Erbsenbeete oder als Zwischenkultur. Nach dem Aufgang läßt man an jeder Stelle nur die stärkste Pflanze stehen, die andren sind zu entfernen, damit der Rettig Platz zu seiner Ausbildung hat. Man sorgt nun für reiches Begießen, auch ein Düngung ist empfehlenswert und öfteres Auslockern des Bodens, wobei zu bemerken ist, daß man die Pflanze nicht anfaßt. Schon im August kann man Rettige von mehr als Faustgröße ansziehen; die ausgewachsenen Rettige sind oft gegen ein Pfund schwer. Ehe der Boden zuwintert, hebt man die Rettige aus und bringt sie, nachdem das Laub abge schnitten ist, entweder in Gruben mit etwas Laub oder Stroh, oder in luftige Keller in nicht zu feuchten Sand. Auf diese Weise hält er sich den ganzen Winter hindurch frisch, ohne daß das Fleisch an Zartheit und kräftigem Geschmack einbüßt, und bietet so, frisch zurecht gemacht, auf dem Tisch stets eine leckere Zuspitze. —

Litterarisches.

— n. E. v. Bodmann: „Jakob Schläpfler“. Novellen, München. Albert Langen. — Das Buch nimmt seinen Titel von der letzten Novelle, die nicht gerade zu den besten Stücken der Sammlung zählt. Bodmann, der sich als Lyriker einen Namen gemacht hat, ist ein Meister der Stimmungsmalerei, die durch Farbe, Weichheit und Rundung zu wirken weiß. Ganz anders seine Prosa, nur die erste Skizze des vorliegenden Buches, „Das Starnsee“, erinnert an den Lyriker Bodmann. Alle andren Stücke zeichnen sich durch Knappheit in der Form aus, die zuweilen zur Sprödigkeit wird. Dazu kommt — besonders in der Novelle „Der neue Mensch“ — jener seine Humor, der süddeutschen Erzählern eigen ist. Man findet Anklänge an Holzamer, Schäfer u. a., vielleicht aber ist es auch nur das Milieu des hessischen Verglaubdes, das hierzu verleitet.

Das beste Stück der Sammlung ist „Der neue Mensch“. Ein Zarathustragläubiger Barbier überredet seinen großen und starkgebauten Freund, sich zum Nutzen und zur Kräftigung der Menschheit mit einem Mädchen von urgermanischem Neufieren zusammenzutun. Der Barbier verpflichtet sich kontraktlich, die Folgen dieses Liebesverhältnisses zu tragen. Und die Folgen lassen nicht lange auf sich warten. Nach der üblichen Frist ist der stamme, urgermanische Junge da, dessen besonderes Charakteristikum ein sehr großer Langschädel ist. Leider aber entspricht sich dieser Langschädel nicht als urgermanische Eigentümlichkeit, sondern als — Wasserkopf. In diesem Wasserkopf geht das Kind zu Grunde.

Die einzelnen Episoden dieser Novelle sind mit großem Geschick, mit einem feinen Humor und treuer Lebenswahrheit herausgebracht. —

Archäologisches.

— Die Ausgrabungsfunde der deutsch-armenischen Expedition, welche in Berlin eingetroffen sind, werden jetzt von Dr. Waldemar Veld in der pathologischen Institut unter lebhafter Teilnahme von Prof. Rudolf Virchow geordnet. Man gewinnt bereits einen Ueberblick von den zahllosen Resten der alten Kultur der Chalder, die hier angehäuft ist. Zunächst seien die sehr reichen Funde aus Toprakaleh hervorgehoben. Da ist eine Sammlung einzigartiger Arbeiten aus gebranntem Thon, die etwa der Zeit zwischen 550 und 500 v. Chr. angehören. Es sind Teile großer übermannshoher Urnen, die einen Durchmesser von etwa 1 1/2 Meter und mehr als 600 Liter Inhalt anwiesen. Auf dem Rande lagern, zum Teil in recht lebendiger Auffassung, Raubtiere wie Löwen und Tiger, welche vielfach Haustiere, Pferde, Rinder etc. angriffen. Gegen 40—50 Löwenfiguren sind hier vereinigt. Die Wandung der Gefäße ist 10 Centimeter stark. Direkt unter dem Rande ist der Inhalt angegeben, teils in Hieroglyphen, teils in äquivalenter Keilschrift. Eine Sammlung giebt ein Bild der vielfältigen Ornamentik großer und kleiner Stils, rohen und feinen Charakters. Reizvoll sind Urnen mit Vögelnachbildungen, sowie innen und außen grünblau glasierte Gefäße. Dann hat Dr. Veld eine Kollektion alter Fabrikzeichen mitgebracht, die er von Töpfen abgeschlagen hat. Es reihen sich Henkel an, auf denen die Maßbezeichnung in Hieroglyphen angegeben ist. Weiter lenkt eine Sammlung verschiedenartiger alter Lampen die Aufmerksamkeit auf sich. Dazu kommen ganze Töpfchen in gefälliger Form. Besonders interessant ist ein Schmelztiegel, der in dem aufgedeckten Magazin eines Goldarbeiters gefunden wurde; genau so sehen heute die sogenannten heftigen Ziegel aus, die man zum gleichen Zwecke gebraucht. Eine andre Sammlung veranschaulicht die kunstvolle Art des Pflasters, wie es vor und in den Tempeln von Palästen verwandt wurde. Da sind Marmorstücke mit kreisrunden schwarzen und weißen Ringen; das Ganze wurde durch Quergraben zusammengezogen. Da sind spitzwinkliger und andre, dazu passende Formen, ferner dunkle Stücke, die mit farbigen Steinen ausgelegt waren. Auch die Wände waren in ähnlicher Weise geschmückt und nicht bloß mit Marmor, sondern vielfach auch mit Bronze. So fand sich in Bronze die Darstellung eines Priesters mit dem Lebensbaum. Besondere hübsche Verzierungen fanden sich an den Säulen und vorspringenden Punkten. Eisenstücke beweisen, daß die Chalder auch zu Schmieden verstanden. Unsere Forscher deckten etwa tausend Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Dolche von verschiedener Form und Größe auf. Auch in Bronzezeit hat es dem Volke nicht an Kunstfertigkeit gefehlt. Da ist ein wundervoll patiniertes Stück, das vielleicht als Thürangel eines Palastthores diente, ferner ein dreifüßiger Tempellandelsaber, auf dem oben eine Schale für Räucherwerk lag, weiter Reste von Bronzegefäßen, interessante Waffen, ein paar Gabeln usw. Die Griechen haben die „Chalyber“ für die Erfinder des Eisens erklärt, und es scheint fast, daß „Chalyber“ und „Chalder“ dasselbe ist. Noch jetzt sagen die Türken nicht Chalder, sondern „Chalider“. Unter den Ausgrabungen finden wir auch Steinwaffen, Wurfgeschosse, mit denen man aus Toprakaleh herunterschob. Ferner finden sich mehrere Schachteln mit etwa 20 Siegeln. Besondere Kostbarkeiten bilden die wundervollen Goldsachen. Auf einem Goldblättchen erscheint eine Frau, welche die Göttin der Fruchtbarkeit um ihren Segen bittet; auch 5 oder 6 Tafeln mit Keilschriften sind unter den Funden. Da ist von 10 000 und 5000 und 300 Kapi die Rede, die anscheinend jährlich für einen Tempel gestiftet werden. Auf einer andren Tafel erzählt König Menas (ca. 800 v. Chr.), daß er den schönen Tempel für das Volk der Chalder erbaut habe. Uebrigens scheinen die Leute auch arge Giftmischer gewesen zu sein. Im Tempel und in der königlichen Burg zu Toprakaleh fand man so viel Arsen, daß man ganz Berlin damit vergiften könnte! Es waren Stücke dabei von 3 bis 4 Kilo Gewicht. —

Aus dem Tierleben.

— Das Ausatmen der Wale. Die große Mehrzahl der populären Abbildungen von Walen stellt die Tiere mit einer schönen Fontaine dar, die auf der Oberseite des Kopfes ihren Ursprung hat. Indessen ist schon längst bekannt, daß die Wale überhaupt kein Wasser ausströmen. Wie auch in unserem Klima an kalten Tagen der Atem von Tieren und Menschen als weißlicher Dampfstrahl deutlich sichtbar wird, so muß dies natürlich auch mit dem Atem der Wale der Fall sein. Die Luft der Polarländer vermag wegen ihrer niedrigen Temperatur den Wasserdampf, der in den ausgeatmeten Gasen enthalten ist, nicht sogleich aufzunehmen; infolge dessen erscheint er als eine deutliche Wolke. Die Gestalt dieser Wolke hat nach den Ausführungen von Henking im „Zoologischen Anzeiger“ bei dem Fintval (*Balaenoptera musculus*) etwa die Gestalt einer nach einer Seite überhängenden, länglichen Birne. Sehr bald nach ihrem Erscheinen wird die Krümmung der Dampfmasse wesentlich stärker, bis die ganze Erscheinung entschwindet. Die Ausatmung selbst verläuft bei den Walen außerordentlich heftig und ist etwa dem Reijen zu vergleichen. —

Astronomisches.

on. Ueber die Anwendung des Stereoskops in der Himmelskunde hat Maurice Hamy von der Pariser Akademie der Wissenschaften Anen bemerkenswerten Vortrag ge-

halten. Bei Gegenständen von geringer Entfernung läßt sich, wie allbekannt, ein stereoskopischer Effekt einfach dadurch erzielen, daß der Gegenstand mit jedem Auge besonders betrachtet wird. Dies ist das Princip, auf dem das in den Operngläsern erscheinende Bild beruht und auf Grund dessen auch die photographischen Stereoskopbilder mit Anwendung von zwei Linsen, statt einer bewirkt wird. Bei Körpern, die so weit vom Auge entfernt sind, wie selbst die der Erde nächstgelegenen Gestirne, wird eine stereoskopische Betrachtung auf direktem Wege unmöglich und auch ihrer photographischen Aufnahme zwecks Herstellung eines körperlichen Bildes treten Schwierigkeiten entgegen, die auf besondere Art gelöst werden müssen. Beim Mond ist es bereits gelungen, eine Photographie nach dem Stereoskop zu gewinnen. Der Mond wendet der Erde nicht immer die gleiche Halbkugel zu, sondern er schwankt ein wenig nach beiden Seiten, vermöge einer Bewegung, die von den Astronomen als Libration bezeichnet wird. Wenn nun zwei photographische Aufnahmen zu verschiedenen Zeiten und bei einem verschiedenen Stande der Libration hergestellt werden, so wird deren Zusammenstellung ein stereoskopisches Bild ergeben. Nun ist aber der Mond im Verhältnis zu den andren Himmelskörpern der Erde außerordentlich nahe, im Verhältnis zu dem ungeheuren Abstand der Fixsterne sogar fast unendlich nahe zu bezeichnen. Wenn dieselben Stellen des Fixsternhimmels zweimal mit einem zeitlichen Abstände von einem halben Jahre photographiert werden, so sind beide Bilder für die darauf enthaltenen Sterne so wenig von einander verschieden, daß sie bei der Betrachtung im Stereoskop vollkommen flächenhaft erscheinen werden. Indes wird das Stereoskop bei Anwendung eines Fernrohrs von einer größeren Brennweite und für Sterne mit großer Parallaxe und bedeutender Eigenbewegung wahrscheinlich doch von Nutzen sein, indem solche Sterne dadurch erkennbar werden, daß sie bei der Betrachtung durch das Stereoskop körperhaft hervortreten. Auf diesem Wege könnte das Stereoskop die menschliche Kenntnis von den Bewegungen des Weltalls sehr bedeutend erweitern, außerdem auch noch durch ihre Anwendung in der Beobachtung der Spektren. Ferner hat Hamy auf die Verwendung stereoskopischer Aufnahmen bei Sonnenfunkturflecken hingewiesen, durch die dann die Bewegungen der Sonnenatmosphäre und der Sonnenkorona sichtbar gemacht werden könnte. Endlich hatte er darauf aufmerksam gemacht, daß die Umwälzung in der Sonnenatmosphäre durch die photographische Stereoskopie auch unabhängig von den Verfinsterungen des Tagesgestirns studiert werden können, im besonderen die sogenannten Protuberanzen, jene gewaltigen Gasausbrüche, die von der Sonnenoberfläche in den Weltraum hinausgeschleudert werden. So bietet sich für die Anwendung des Stereoskops in der Himmelskunde eine mannigfache Gelegenheit, die richtig ausgenützt zu sehr bedeutender Förderung der Wissenschaft dienen kann. —

Humoristisches.

— Kunstenthusiasten. „Sagen Sie, haben Sie schon den neuen Marillo gesehen, den die Stadt angekauft hat?“ „Nein, ich komme überhaupt nur selten in den Zoologischen.“ — („Simpl.“)

— Gemütlich. Passagier (während der Fahrt): „Wie? Der Zug geht nach dieser Richtung? Dann bin ich ja in den verkehrten Zug gestiegen! Kann der Zug nicht halten?“
Schaffner: „Nein, das geht nicht! Vielleicht aber passiert 'was an der Maschine, dann wird sofort gehalten!“ —

Notizen.

— Der dänische Schriftsteller Herman Bang liegt todkrank danieder. —

c. Ein Facsimile-Druck der ersten Shakespeares-Ausgabe. Die Clarendon-Press in Oxford bereitet ein photographisches Facsimile der ersten Folioausgabe von Shakespeares Werken, die 1623 erschien und die erste vollständige Ausgabe war, vor. —

— Die Bibliothek des verstorbenen Orientalisten Max Müller, welche aus nahezu 13 000 Bänden und vielen Sanskritmanuskripten besteht, ist für die japanische Universität Tokio erworben worden. —

— Richard Wildes Stimmungsbild „Letzte Nacht“ gelangt heute im Lessing-Theater durch das Ensemble des Josefstädter Theaters zur Erstaufführung. —

— „Schall und Rauch“ wird sich zu einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung konstituieren und der in nächsten Winter-Spielzeit in einem eignen Heim täglich Vorstellungen veranstalten. Beteiligt an dem Unternehmen sind Kaiser, Reinhardt u. a.; auch Luise Dumont hat ihre Mitwirkung als Künstlerin und Gesellschafterin in Aussicht gestellt. —

— Zum Schutze des Edelweisses ist dem niederösterreichischen Landtag ein Gesetzentwurf vorgelegt worden. Danach ist das Ausheben und Ausreißen der Edelweispflanzen samt Wurzeln sowie das Feilhalten und der Verkauf derartig bewurzelter Pflanzen in Niederösterreich verboten. Eine Ausnahme von diesem Verbot tritt in jenen Fällen ein, in welchen es sich um die Gewinnung der Pflanze für wissenschaftliche Zwecke handelt, wobei jedoch die Bewilligung der politischen Bezirksbehörde eingeholt werden muß. —